

Die rote Hölle und die weiße Feder.

Als Frankreich in den Jahren 1870/71 bei Sedan und Metz zusammenbrach, wurde allenthalben der Ruf laut: „Wir sind verraten!“ Der Kaiser, die Kaiserin, das Kaiserthum, die Generale — alleamt hatten das Volk und die Armeen verraten. Es naht nun die Zeit für Frankreich, wo es auch jetzt wieder allgemein diesen Ruf anstimmen wird. Hier und da wird schon der Ruf laut, und bald wird er sich über ganz Frankreich verbreiten: „Wir sind verraten!“ Diesmal aber gibt man weder Herrn Volcarré die Schuld, noch dem Schärer des Brandes, dem russischen Vorkämpfer Nwolsky, heute ist einzig und allein der Verräter — die rote Hölle.

Alle gefangenen Offiziere stimmen darin überein, daß Frankreich vom Beginn des Krieges an hätte liegen müssen, wenn nicht die Armeeverwaltung hartnäckig an der überlebten alten roten Hölle festgehalten hätte. Die unergiebliche Tapferkeit unserer Truppen hätte auch dem schlimmsten Angriff widerstanden, wenn nicht die vermütheten roten Hölle ein so gutes Ziel für die Deutschen wären. Freilich, hier und da dämmert allmählich auch die Erkenntnis durch, daß auch Rußland einen nicht kleinen Anteil der Schuld daran trägt, daß sich alles so anders gestaltet hat, als die Herren Nwolsky und Delcast, Sazonow, Wolcarré und der samole Grech am ersten März es berechnet hatten.

Und in der Tat! Jedem, der sehen will, ist längst klar, daß Frankreich von seinen Bundesgenossen Rußland in schamloser Weise getoppt worden ist. 20 Milliarden steckte Frankreich in die russischen Mäntel, damit am großen Tage der Ronandé Bäterchen seine Millionen über Ost- und Westpreußen, über Polen und Schlesien nach Berlin führen möge, nicht nach Galtien, um nach Wien zu gelangen. Und jetzt, wo man für England und Rußland verblüht, erwacht sich der eine unabhängige Bundesgenosse, weil er seine Soldaten aufbringen kann, und der andere will zunächst Österreich-Ungarn zerschmettern, um in Ruhe und Gemüthsruhe die Früchte seines Sieges auf dem Balkan zu sammeln.

Noch freilich will man in Frankreich nicht sehen, aber besser gesagt, kann man nicht sehen. Man hat sich immer wie hypnotisiert auf das Vogelschloß, in das man eindringen wollte und aus dem man so schnell verjagt worden ist. Man rechnet noch immer auf Österreichs Hilfe und leidet gern, weil man sicher ist, daß die Russen drauf und dran sind, den Stoß in das Herz des Feindes zu führen. Man wagt sich in dem holden Traum, daß zur selben Zeit, da die verhassten Deutschen in Paris einleben, Österreichs Soldaten auf dem Schloßplatz in Berlin paradiert werden. Und nicht nur das allein: Der englische Freund verspricht so, daß auch India und Kaffern, Kanadier und Australier an dieser Parade teilnehmen! Für diese herrliche Sache blüet man gern.

Armes verblendetes Volk! Es gibt seinen Ruhm, der einst zu den Sternen strahlte, teilt dem Reiche der Väterlichkeit preis, es schämt sich mit allen fremden Farben, ohne doch verhindern zu können, daß seine Reize dahin sind. Und um nicht aus dem ersten Traum erwachen zu müssen, trübt es sich auch mit dem plumpsten Schwindel, den seine Bundesgenossen erfinden. Jetzt sind Englands Frauen aufgefordert worden, den Männern, die dahelb bleiben, die weiße Feder (das Beistand der Schmach) zu reichen. Nun, so hofft das verblendete Frankreich, muß sich alles wenden. Und man glaubt diesen unzeitgemäßen Neoprotektionismus mit derselben Inbrunn, die das Märchen von den grün-schwarzen Kolatenperden fand, die den Deutschen unsterblich, das Land überfüllen sollten.

Nur wenige Auktorente verabscheuen den Selbstbetrug und die Frivolität solcher Behauptungsschwinder. Sie wissen, daß die rote Hölle ebensoviele schuld an den Mißerfolgen ist, wie die weißen Federn der englischen Frauen und die armen Kolatenperde etwas helfen können. Sie ahnen die Zukunft Frankreichs und beschuldigen — England. Diese Einnamen mehren sich. Nicht nur in

Frankreich, sondern auch in Rußland, wo sich langsam die Kunde von der Vernichtung der ostpreussischen Armee Bahn bricht. Warum schont England seine Kräfte an See? So fragt man und findet am Seine wie am Rostwasser nur die Antwort, daß England in diesem Kriege keine Opfer mehr bringen will. Man beginnt Englands Spiel zu durchschauen. Wehe dir, stolzes England, wenn du nicht siegst! Deine Bundesgenossen werden dann deine schlimmsten Feinde sein, wie du es verdienst.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Prinz Friedrich Karl von Oesfen verwanbelt.

Prinz Friedrich Karl von Oesfen, der Schwager des Kaisers, wurde durch einen Sturz in den Oberkessel verletzt.

Prinz Friedrich Karl von Oesfen ist seit 1893 mit Prinzessin Margarete, der jüngsten Schwester des Kaisers, verheiratet. Er steht im 47. Lebensjahre. In der Armee bestieg er den Rang eines Generalleutnants und ist Chef des 81. Infanterie-Regiments.

Nach Berichten schwedischer Blätter unternahmen im Beginn der den Behauptungen der Franzosen die deutschen Flieger täglich Flüge über Paris, wobei sie verschiedentlich schweren Schaden anrichteten.

Dem A. V. G. wird aus Amsterdam berichtet, die belgische Meeresflotte in Antwerpen habe zugegeben, daß die belgischen Truppen bei dem Ausfall aus Antwerpen schwere Verluste erlitten haben.

Der Verwüster Oshpreußens vor dem Kriegesgericht.

Der russische General Martos, der befohlen, die belgischen Ostschalten Oshpreußens zu verbrennen und die männlichen Einwohner zu erschießen, wurde in Halle a. S. gefänglich ergriffen. Er kommt vor ein Kriegesgericht.

Aber Konstantinopel konnten aus Rußland Meldungen, die von großer Wichtigkeit über die bisherigen Ergebnisse des Krieges berichten. Trotz aller Wahrsagen der Regierung, trotz der Siegesbulletins sieht allmählich die Wahrheit durch. Man weiß, daß die russischen Truppen in Oshpreußen schwere Niederlagen erlitten haben, und daß es der russischen Armee nicht gelungen ist, das österreichisch-ungarische Heer, wie man bestimmt gehofft hatte, zu schlagen. Die ungeheuren Verluste in den bisherigen Kämpfen trauen dazu bei, die Stimmung zu verdüstern. In Moskau allein sollen viele Tausende Hungertode liegen.

Die Königin „meidet“ aus Aram, daß der österreichische Sieg über die Serben wesentlich größer sei, als anfangs angenommen wurde. Mehrere heftige Kämpfe wurden durchgefochten, die Serben völlig aufgerieben und in wilder Flucht über die Same zurückgeworfen. Eine große Anzahl von Gefangenen wurde gemacht. Sehr viele sind ertrunken. Der Besitz von Rama, der von Serben namentlich bedroht war, ist nunmehr wieder in österreichischem Besitz. In Aram wurden großeartige Festungsanlagen veranstaltet. Die serbische Wölhung vom Normarsch serbischer Truppen nach Budapest ist nur Erfindung.

Englands Kampf gegen die Wahrheit.

Sämtliche Dampfer, die von Holland nach Amerika gehen, werden auf hoher See von englischen Schiffen angehalten und durchsucht. Die Passagiere werden einer genauen Untersuchung unterzogen und müssen sämtliche deutschen Briefe und deutschen Zeitungen abgeben. Die deutsche Post sowohl als auch deutsche Zeitungen werden aber Bord geworfen.

Die englische Admiralität, die schon die beiden für die Türkei erbaute und bestellten

Dreadnoughts beschloß, hat jetzt auch zwei der noch auf englischen Werften für Rechnung Chiles im Bau befindlichen Messenanzerschiffe, „übernommen“ und zwar trotz des Protestes des chilenischen Marineministeriums in London. Damit aber nicht genug, fordert England gleichzeitig auch noch Brasilien heraus, indem es fernere Lieferungen drei für den Dienst auf dem Amazonasstrom bestimmte, in England erbaute brasilianische Flugkanonenboote, die schon im August unter eigenem Dampf nach Rio de Janeiro abgehen sollten, der eigenen Flotte einverleibt hat.

Die Türkei sucht Aalehnung.

Die „Kön. Volksztg.“ veröffentlicht einen Bericht aus Jerusalem, wonach der Kommandant die einheimischen Araber versammelte und ihnen auseinandersetzte, daß durch die Kriegsverhältnisse auch der Bestand des türkischen Reiches gefährdet sei, daß sie notwendig an befreundete Mächte heimliche Abmachungen anknüpfen. Man sollte sich über alle Vorurteile hinwegsetzen und mit wohlgesinnten Christen verhandeln. Auf dem Tempelplatz wird allabendlich von den zu Hunderten versammelten Mohammedanern das allgemeine Gebet für Erhaltung Deutschlands und Österreichs in der würdigen und erhabendsten Weise wiederholt. Die Bevölkerung für Deutschland ist allgemein.

Die amtlichen Meldungen.

Zu den Kämpfen im Westen meldet M. Z. D. amtlich aus dem Großen Hauptquartier unterm 18. September:

Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division hat gestern südlich von Senlis entscheidend geschlagen und haben mehrere Batterien verloren. Feindliche Anstöße gegen verschiedene Stellen der Schlachtfront sind blutig zusammengebrochen.

Oben ist ein Vorgehen französischer Alpenjäger am Vogesenflam im Breuschthal zurückgewiesen. Bei Erkennung des Chateau Grimont bei Reims sind 2500 Gefangene gemacht worden. Auch sonst wurden in offener Feldschlacht Gefangene und Geschütze erbeutet, deren Zahl noch nicht zu übersehen ist.

Das Ostheer sieht seine Operationen im Gouvernement Simakli fort. Teile gehen auf die Festung Osimac vor.

Die fleischverlorgung Deutschlands.

Eine neue Bundesratsverordnung.

Das preussische Landwirtschaftsministerium macht folgendes bekannt: Seit einiger Zeit ist Deutschland mit Schlachtvieh, namentlich mit Schweinen, sehr reich versorgt. Nach dem Kriegsausbruch hat sich das Angebot noch erheblich dadurch gesteigert, daß zahlreiche Viehhalter überreicht ihre Bestände zum Schlachten abgeben, obwohl diese oft noch weit von der Schlachtreise entfernt sind. Unter den abgegebenen Rindern befinden sich häufig längere wertvolle Nachlässe, deren Erhaltung für die Nachzucht nicht nur erwünscht, sondern notwendig ist. Eine Fortdauer dieser Mißstände muß trotz des letzten Ueberflusses auf dem Fleischmarkt die Fleischverlorgung künftig beeinträchtigen und den Nachzucht gefährden.

Deshalb hat es der Bundesrat für notwendig gehalten, vorzuzugreifen. Durch eine von ihm beschlossene Verordnung werden Schlachtungen von Rälbern, die weniger als 75 Kilogramm Lebendgewicht haben, und von weiblichen, noch nicht sieben Jahre alten Rindern für die Dauer von drei Monaten seit dem Inkrafttreten der Verordnung verboten. Das Verbot findet keine Anwendung auf Weidemastvieh, auf das aus dem Auslande eingeführte Schlachtvieh und auf Kälbschlachtungen. Aus dem von ihm unten in Einzelfällen beim Vorliegen eines dringenden wirtschaftlichen Bedürfnisses zugelassen werden.

Das Verbot wird gewisse unermessliche Härten für die Viehhaltung mit sich bringen. Sie werden aber wesentlich durch seine zeitliche Beschränkung sowie dadurch gemildert, daß es nur Schlachtungen und nicht auch den Weiterverkauf von Vieh umfaßt. Die günstige Gelegenheit werden den Viehhältern im allgemeinen die Durchführung der von dem Verbot betroffenen Bestände ohne besondere Schwierigkeiten ermöglichen.

Der Handel und die Bevölkerung braucht für sich keine Nachteile von der Verordnung zu befürchten. Ihr Zweck ist allein, auch für das kommende Jahr die Fleischverlorgung zu vergrößern. Eine Einschränkung des allgemeinen Fleischbedarfes wird das Schlachtungsverbot schon aus dem Grunde nicht bewirken, weil jetzt schlachtweise Schweine im Ueberfluß zu haben sind. Auch an Kalb- und Rindfleisch wird ein seltbares Mangel kaum eintreten. Denn das Verbot schließt die Schlachtung von Rälbern über 75 Kilogramm und unbeschränkt die Schlachtung von männlichen Rindern sowie von Weidemastvieh. Ferner wird die bisherige Zuführung und Schlachtung von ausländischem Kalb- und Rindfleisch nicht berührt.

Zur Gleichrichtung der Durchführung des Verbotes für die Viehhalter, besonders für die preussischen, sowie zur Unterfagung seines Zweckes, wird im Breuisen von dem Landwirtschaftsminister für die Kriegesdauer eine besondere Hilfsmaßnahme unter Mitwirkung der Landwirtschaftskammern geplant.

Ferner sind die Verwaltungen der größeren preussischen Städte aneregt worden, für einen baldigen und möglichst umfangreichen Aufbau von Schweinern zur Verarbeitung in Dauerware, besonders zu Speck, Schmalz, Schinken und Würst, zu sorgen. Bei ständischen Schlachthäusern mit Rälbräumen kann das Schweinefleisch auch in rohem Zustande geräume Zeit aufbewahrt werden. Durch solche Vorkehrungen würde sich eine einmalige spätere Knappheit an frischem Schweinefleisch teilweise ausgleichen lassen.

In ähnlicher Richtung beabsichtigt die preussische Landesverwaltung mitzutheilen, indem sie in ihren Konserverfabriken Schweinefleisch in größerem Umfange als bisher verarbeiten lassen wird. Auch will sie zur Schonung der Rinderbestände darauf hinwirken, daß der Fleischbedarf für die Truppen im Zustande in geeigneter Weise durch Schweinefleisch gedeckt wird.

Bei dem Zusammenwirken des beschränkten Schlachtungsverbots mit diesen besonderen Maßnahmen wird es der heimischen Landwirtschaft gelingen, die Fleischverlorgung für den Heeres- und Marinebedarf sowie für die bürgerliche Bevölkerung auf längere Zeit aus eigener Kraft sicherzustellen. Die deutschen Landwirte werden zur Erfüllung dieser bedeutsamen vaterländischen Aufgabe ohne Zuzug der mancherlei wirtschaftlichen und geldlichen Erförderungen hinneigen, die ihnen das Schlachtungsverbot bringen wird.

In gleicher Weise wird auf die verlässliche Mithilfe der übrigen Bevölkerungskreise vertraut werden dürfen. Jede Haushaltung vermag zur Sicherung der Fleischverlorgung während der Kriegsdauer dadurch beizutragen, daß sie den Verbrauch an Kalb- und Rindfleisch bis zum Jahresstamm möglichst einschränkt und Vorzüge von Dauerware aus Schweinefleisch für das nächste Frühjahr ansammelt. Auch hier wie in allen das Wohl des Vaterlandes betreffenden Fragen müssen Stadt und Land Hand in Hand an den unermesslichen Opfern sich bereithalten.

Heer und Flotte.

Die im Dienste des deutschen Heeres verwendeten Postschiffe haben die großen Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hat, bisher durchaus erfüllt. Die unermesslichen Behältnisse, die einzelnen von ihnen auf ihren Gefahrendeck, mittels fahrlös weitestgehend sind, haben in keinem Falle vom Verlust des Schiffes gefährdet. Kein Postschiff ist in Feindes Hand gefallen.

Prinz Max von Sachsen, der Bruder des Königs Friedrich August, ist bis hinfälliger Feldprebiger bei der sächsischen Armee eingetreten.

Derren zum Abendessen hier bleiben; sie soll für ein ordentliches Essen sorgen.“

Trude wollte gehen, doch Franz Martini trat ihr entgegen.

„Sie entziehen sich dem alten Spielmannen wohl nicht mehr, Fräulein Gertrud?“ fragte er. Ihr die Hand reichend.

„Sie haben sich allerdings sehr verändert“, entgegnete Trude mit leichtem Lächeln, „und aus dem wilden Dubsen ist ein großer Herr geworden.“

„Die Aenderkliche hab' ich allerdings längst ausgezogen“, sagte Franz lachend, „Aber ich denke, wir können doch gute Freunde bleiben.“

„Ich will es hoffen, Herr Martini“, erwiderte Trude ernst und verließ das Zimmer, um mit der Köchin Rücksprache zu nehmen.

Die beiden alten Herren hatten im Sofa Platz genommen und schienen in ein wirtschaftliches Gespräch verfallen. Franz stand am Fenster, trömmelte leise mit den Fingern auf den Schreibtisch und blickte gedankenvoll auf den wohlgeputzten Hof hinaus, der sich vor dem Herrenhause ausbreitete. Es wühlte der alte Hammer für seine Verion dahnlebte, mit solch peinlicher, ja übertriebener Sorgfalt achtete er darauf, daß sein Haus und sein Hof in tadellosem Zustande sich befand. Wehe dem Inspektor, wenn Herr Hammer am Wochenend einen Strohball auf dem Wirtschaftshof fand, oder wenn die Aderwagen nicht in gleicher Mächtig dahnanden! Wehe dem Gärtner, wenn die Bege des Parkes und der Schloßhof nicht sauber gehalten waren. Der alte Hammer war in seiner Jugend Kavallerie-Offizier gewesen und er legte seinen Sitz

Zum Fenster, Wagner, wir werden uns doch jetzt nicht trennen, nachdem wir zwanzig Jahre zusammen gewirtschaftet haben?“

„Ja, Herr Martini — Sie müssen aber auch Vernunft annehmen.“

„Will ich auch, mein Lieber. Warten Sie nur noch einige Wochen und alles hier soll besser und schöner werden. Und nun beistellen Sie mir den Wagen, wir — mein Sohn und ich — fahren nach Hammersau hinüber. Das Roen können Sie verkaufen und die fünfzehnhundert Mark gleich einbehalten.“

„Eden, Herr Martini — das ist doch etwas.“ Und der Inspektor entsetzte sich, während Martini spöttlich hinter ihm drein lächelte.

„Freut mich, daß Sie endlich wieder dahn sind und nun hier bleiben wollen. Da haben wir doch den dritten Mann für unsere Staatspartie gleich zur Hand und brauchen nicht erst nach dem Ranior oder dem Reiterdritter zu schicken.“

Mit diesen begründenden Worten schüttelte Herr Hammer dem jungen Martini die Hand, der sich höflich verbeugte und entgegnete: „Ja, es trued mich nach Haus, ich kehne mich nach einer ernsthaften Beschäftigung und denke, Vater in der Verwaltung Martiniens, selde's zur Hand zu gehen.“

„It auch die höchste Zeit“, brummte Herr Hammer. „Diese Inspektoren betreiben und an allen Ecken und Enden. Wenn ich noch jünger wäre, hätte ich meinen Inspektor schon längst davon gejagt.“ Trude wandte er sich an seine Tochter, „Jage der Köchin, daß die beiden

Doch glücklich geworden.

10] Roman von Otto Eister.

„Zum Fenster mit Ihrem Vieh! Ich will mein Geld nicht zum Fenster hinauswerfen.“ Davon ist keine Rede, Herr Martini. Ein guter Viehhändler bringt Segen ins Haus.“

„Ja, aber erst in Jahren.“

„Freilich — so reich geht's nicht. Geduld muß man haben.“

„Und dann hat man kaum zwei Prozent Zinsen von dem ausgewandten Kapital.“ lachte Martini spöttlich. „Ne, mein Lieber, da hab' ich eine bessere Anlage für mein Geld.“

„Herr Martini“, entgegnete der Inspektor ernst, „ich muß Ihnen offen sagen, daß ich in dieser Weise nicht weiser wirtschaften kann.“

„So gehen Sie zum Rudud!“

„Ich bin jetzt zwanzig Jahre auf Martinienfeld“, sagte der Inspektor traurig. „Als Ihre Gattin noch lebte, da war es eine Freude, hier zu wirtschaften — sie verstand die Wirtschaft — sie half mir, wo sie konnte — um dreißigtausend bin ich geblieben — und um Fräulein Eder wollen.“

„Nennen Sie den Namen nicht!“ sagte Martini.

„Weßhalb sollte ich Ihren Namen nicht nennen? Sie haben Fräulein Eder aus dem Hause getrieben, Herr Martini — wollen Sie auch mich jetzt fortziehen?“

„Ja — daß tue ich, wenn Sie nicht aufhören, mir die Ohren voll zu lästern!“

„Bedeckst will Ihr Sohn die Wirtschaft

führen — na, da wünscht ich viel Glück. Also — wenn kann ich gehen?“

„Dem alten Martini schloß der Gedanke durch den Kopf, daß es einen schlechten Eindrud machen würde, wenn er seinen erblichen, verdächtigten Inspektor so plötzlich entlassen würde. Auch sagte er sich, daß dann der Verkauf seines Gutes noch weit rascher vor sich gehen würde als jetzt.“

Wagner war ein ehrlicher Mensch, freilich von früh morgens bis spät abends; er allein hielt die Wirtschaft noch zusammen, er wirtschaftete so gut und sparsam, daß bei genügender Unterfütterung das Gut binnen kurzer Zeit wieder instand gebracht werden konnte. — Der Inspektor war der einzige, der sich mit aller Kraft gegen den Verfall des Gutes hemmte. Die Zeit, wo er ernbetrieblich war, war noch nicht gekommen.

„Sie sind ein Idiot“, Wagner,“ sagte Martini dahn einlenkend. „Sie müssen nicht jedes Wort von mir auf die Waagschale legen, Sie kennen doch meine Art und Weise. Ich denke gar nicht daran, Sie fortzuschicken. Und damit Sie sehen, daß ich für Ihre Gründe zugänglich bin, sollen Sie tausend Mark erhalten, um den Viehhändler auszubesteln.“

„Damit reichen wir nicht weit, Herr Martini.“

„Na, dann legen wir hinfünfzehnhundert Mark. Im Frühling können wir dann wieder einige Anläufe machen. Sind Sie nun zufrieden?“

„Ja, muß es wohl, Herr Martini.“

„Na, dann geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns wieder Freundschaft schließen.“